Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 47 (2005)

Artikel: "Unter den Zweigen eines Ahorns" : Bäume als Urbilder der Seele [Schluss]

Autor: Erni, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550572

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Unter den Zweigen eines Ahorns» – Bäume als Urbilder der Seele (Teil 2/2)

von Christian Erni

Der Baum in Fabeln und Parabeln

Weil Bäume ein alltäglicher Anblick, Lieferanten von Feuer- und Bauholz und ausserdem von der menschlichen Seele längst als Urbilder aufgenommen worden sind, boten und bieten sich Bäume immer wieder zu Vergleichen an. In Redensarten und kleinen und grossen Vergleichsgeschichten (in gewöhnlichen Vergleichen, in Fabeln, Gleichnissen und Parabeln) dient uns das Bild des Baumes, um Ansichten und Einsichten anschaulich zu machen.

«Ein Mann wie ein Baum» (in der Schweiz: «Manne wie Tanne») ist grossgewachsen und eben «baumstark». Wenn wir in der Mundart etwas «bäumig» finden, meinen wir wunderbar, grossartig. «Sich bäumen» oder «sich aufbäumen gegen etwas» heisst sich wehren. «bäumele» heisst in manchen Mundarten sich so gross wie möglich ausstrecken, um an etwas zu gelangen. Kaum denken wir noch an den Baum, wenn wir von jemandem sagen, er sei irgendwo «verwurzelt», d.h. eng verbunden, oder jemand, etwas «stamme» von da und da, wobei an «Stammbaum» angespielt ist.

Auch in Sprichwörtern hat der Baum seinen Platz, z.B. aus dem Schweizerdeutschen Wörterbuch (Idiotikon):

S'ist ken Baum,
er ist z'erst e Rüetli gsii.
Alti Bäum sind böös z'chrümme.
Wie grösser der Baum,
wie schwärer der Fall.

Die besonderen klimatischen Verhältnisse im mittleren Osten sind in diesem Vergleich des Propheten Jeremias (17, 5–8) um 600 vor Christus eingefangen:

So spricht der Herr: Verflucht ist der Mann, der auf Menschen vertraut und (das schwache) Fleisch zu seinem Arm macht, während sein Herz von dem Herrn weicht! Er wird sein wie der kahle Strauch in der Steppe, er wird nicht erleben, dass Gutes kommt; im Glutland der Wüste wird er wohnen, im unwirtlichen Salzland.

Gesegnet ist der Mann, der auf den Herrn vertraut und dessen Hoffnung der Herr ist! Er wird sein wie ein Baum, der am Wasser gepflanzt ist, der nach dem Bach seine Wurzeln ausstreckt. Er hat nichts zu fürchten, wenn die Hitze kommt, seine Blätter bleiben grün; auch im Jahr der Dürre bangt ihm nicht, er hört nicht auf, Früchte zu bringen.

Wieviel besser begreifen und behalten wir dank diesen Vergleichen des Jeremias Fluch und Segen, als wenn er nur dem Gottlosen geflucht und den Gottesfürchtigen gesegnet hätte! In diesen und den folgenden Baum-Vergleichen ist der Baum weder heilige Stätte noch Begleiter des Menschen noch Symbolträger, sondern der Baum

dient dem mitzuteilenden Gedanken. Soll nämlich etwas Abstraktes ganz deutlich und nachhaltig erklärt werden, nimmt man gern – und besonders im erzählfreudigen Osten – einen bekannten oder alltäglichen oder auch aussergewöhnlichen Sachverhalt oder Vorgang zu Hilfe (z.B. eben die bekannte Abhängigkeit der Kulturen von der Wasserversorgung); denn durch das Anschauliche, das in uns eine Bildvorstellung hervorruft, soll das Abstrakte begreiflich und einleuchtend werden (bei Jeremias die Abhängigkeit des Baumes vom Wasser als Bild derjenigen des Menschen von Gott). Sprachlich wird dieser Vergleich mit einfachen Mitteln bezeichnet: *Wie ... so ...*, oder von Jesus: Das Reich der Himmel ist *gleich ...*, oder Mit dem Reich Gottes ist es so, *wie wenn ...* Allerdings fehlen gerade in Vergleichssammlungen (Fabelsammlungen, Gleichnissammlungen) oft die Hinweise auf das Verglichene, weil der Zusammenhang mit der ursprünglichen Erzählsituation verloren gegangen ist; in diesen Fällen müssen wir uns den Bezug zum Gemeinten selber überlegen und aus unserer Erfahrung wieder herstellen.

Babrios, ein Klassiker der antiken Fabeldichtung (vielleicht um 200 n. Chr.), erzählt folgende Geschichte vom unfruchtbaren Baum[21]:

Auf dem Acker eines Landmanns stand ein Baum, der nicht mehr trug, sondern nur Absteigequartier war für die Spatzen und zirpenden Grillen. Der Bauer wollte ihn als unfruchtbar umhauen und tat schon mit der Axt den ersten Hieb; da baten die Grillen und Spatzen, ihnen doch nicht ihre Herberge zu zerstören, sondern zu lassen: «So schön singen lässt es sich hier; du selber wirst dich des freuen.» Er aber hörte nicht auf sie und tat den zweiten und dritten Schlag. Als er aber den Baum schon stark angeschlagen hatte, entdeckte er darin einen Bienenstock mit Honig. Kaum hatte er davon gekostet, da warf er die Axt fort und ehrte und pflegte den Baum wie ein Heiligtum.

An dieser Geschichte sieht man recht gut, wie eine kleine, vielleicht fromme Geschichte in eine lehrhafte Fabel umgewandelt werden kann. Bienen galten in der frühen Antike als verehrungswürdig und göttlich, weil ein Bienenvolk scheinbar unsterblich ist und auf wunderbare Weise aus dem Nichts Honig schafft (es gibt goldene Bienen aus Ausgrabungen auf Kreta; Honig gehörte zum Totenopfer). Vielleicht verschonte der Bauer den alten Baum deswegen oder auch bloss, weil er ihm nun anders nützlich sein konnte. Weil in der Fabelüberlieferung aber der Nachspruch mit der Nutzanwendung fehlt, dürfen oder müssen wir ihn selber erfinden.

Wie frei man jederzeit mit Fabelstoffen deshalb umgehen kann, soll an dieser äsopischen Baum-Fabel gezeigt werden[22]:

Ölbaum und Feigenbaum

Der Ölbaum verlachte den Feigenbaum: er selbst sei zu jeder Jahreszeit grün, jener verändere sich mit der Jahreszeit. Da fiel Schnee auf beide: den Ölbaum fand er dicht belaubt, und indem er sich auf den Zweigen festsetzte, zerstörte er mit einemmal den Baum in seiner ganzen Schönheit; dem Feigenbaum, der keine Blätter mehr hatte, tat er nichts zuleid, indem er zur Erde glitt.
Wer Schönheit besitzt ohne Klugheit, legt wenig Ehre damit ein.

Auf einem ähnlichen Motiv fusst die Fabel von «Eiche und Rohr», die Babrios weitererzählt hat. Da stürzt eine alte Eiche in den Hochwasser führenden Strom und wundert sich, dass das Schilf dem Sturm und dem Wasser standhält. Das Rohr erklärt:

Du trotzest stolz dem Sturm
und unterliegst trotzend.
Wir beugen uns
in kluger Einsicht nachgiebig,
Auch wenn ein Lufthauch
über uns nur leicht hinstreicht.

Ungefähr diese Geschichte überstand den Zerfall des Römischen Reiches, die Völkerwanderung, die Ritterzeit und kam für deutsche Leser im gedruckten lateinisch-deutschen «Aesopus» des Heinrich Steinhöwel 1476/77 wieder zu Ehren. Bei Steinhöwel ist es eine Tanne, die, nachdem sie sich dem Rohr gegenüber ihrer Stärke gerühmt hat, vom Sturm umgelegt wird. Was Steinhöwel aus dieser Fabel herauslas, zeugt noch ganz von Feudalismus und Untertanengeist:

Die hochmütigen Gemüts sind, sich vor den Obern nicht neigen und demütigen, denen geschieht es wie der Tanne ... Also geschieht den Übermütigen, dass sie nieder geworfen werden, während die Demütigen aufrecht bleiben.

Schon fünfzehn Jahre vorher waren als erstes deutsches Buch im Druck erschienen die 100 gereimten Fabeln des Berner Predigermönchs Ulrich Boner (vermutliche Lebenszeit um 1350).

Kurz nach dem Laupenkrieg, den Bern erfolgreich mit Hilfe der Eidgenossen gegen den Westschweizer Adel und Österreich geführt hatte, sah der freie Stadtberner Boner die Moral derselben Fabel ganz anders als Steinhöwel:

Sô stark ist nieman noch so grôz,
etswâ vindet er sîn genôz.
Wer etswenn nicht entwîchen kan,
der dunkt mich nicht ein wîser man.
(. . .)
Sô hôher berg, sô tiefer tal,
sô groezer kraft, sô swaerer val.

Übersetzung: So stark ist niemand und so hoch, er findet einmal einen Stärkeren. Wer nicht zuzeiten nachgeben kann, der dünkt mich nicht ein weiser Mann. Je höherer Berg, umso tieferes Tal; je grössere Macht, umso schwerer der Fall.

In Jean de La Fontaines Fabel «Le chêne et le roseau» (1690) entwurzelt der Sturm «den, dessen Haupt dem Himmel nahe war und dessen Füsse das Totenreich berührten», aber das Rohr biegt sich bloss und bricht nicht: «Je plie et ne romps pas», hält es der Eiche entgegen, die es gnädigst hatte in ihren Schutz nehmen wollen. Demselben alten Fabelmotiv hat Marie von Ebner-Eschenbach die knappste Form, die eines Aphorismus, gegeben:

Die Palme beugt sich,
aber nicht der Pfahl.

Ob sie, die früh Emanzipierte, weibliches und männliches Wesen meint oder geistig Bewegliche und Sture? – Dass man den ursprünglichen Anlass und die einst dazu gehörende Lehre des Erfinders einer Fabel (wenn es den je gab) nicht kennt, kann man zwar bedauern, aber dieser Umstand erlaubt es doch den Nacherzählern von rund zwei Jahrtausenden, frei über eine kleine Geschichte zu verfügen und sie gemäss den Bedingungen ihrer Zeit zu akzentuieren und zu kommentieren.

In den *Evangelien* nach Matthäus, Markus und Lukas sind von Jesus etwa 50 kleinere und grössere, mit einem Satz angedeutete oder weiter ausgeführte Beispielgeschichten überliefert: Sie waren von Jesus für eine bestimmte Situation erfunden worden, und seine Hörer, Anhänger, Hilfesuchende und Gegner, sollten mit einem Bild leichter oder überraschend eine neue Einsicht lernen (Matth. 24, 32 «Vom Feigenbaum lernet . . .»). Jesus erzählte also auf dieselbe Weise wie die ursprünglichen Fabelerzähler: ausgehend von einer bestimmten Frage in einer vorliegenden Situation, erzählte er eine kleine Geschichte oder ein Bild, aus dem die Frager, die Ratsucher einen einfachen Schluss ziehen sollten, und dieser Schluss, auf die aktuelle Situation übertragen, sollte ihr nachfolgendes Denken und Handeln bestimmen. «Jesu Parabeln waren allesamt auf sofortige Wirkung berechnet, Kinder des Augenblicks, tief eingetaucht in die Eigenheit der Gegenwart; der Zauber der Unmittelbarkeit liess sich bei ihnen durch keinen Buchstaben fortpflanzen. Das grösste Unglück jedoch war, dass sie so unvollständig aufgezeichnet worden sind, dass namentlich die Hälfte bei der Weitererzählung oft fortfiel, die den eigentlichen Gedanken, den Existenzgrund für das Gleichnis aussprach; nur das Bild haftete im Gedächtnis: bald glaubte man, mehr als das Bild brauche man auch nicht zu besitzen.» Deshalb ist auch meist nur «die eine Hälfte, die man sich freilich gewöhnt hat, statt des Ganzen schon ‹Parabel› zu nennen, überliefert; allein der Schaden ist zu ertragen, weil wir wissen, dass jedes Wort Jesu der Erziehung zum Himmelreich galt».[23]

Weil doch Bäume, besonders Ölbaumgärten und Feigenbäume, zur palästinischen Wirtschaft gehören, hat Jesus auch dreimal damit Beispiele geschaffen. *Das Gleichnis vom Senfkorn* (die knappste Form nach Lukas 13, 18 und 19) handelt von dem bekannten Gartengewächs, dessen Samen man zum Würzen und zur Ölgewinnung braucht; aus einem winzigen Samenkorn entsteht jedes Jahr in günstigen Verhältnissen eine über mannshohe üppige Staude.

Er sprach nun: Wem ist das Reich Gottes gleich, und womit ist es zu vergleichen? Es ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und in seinen Garten legte. Und es wuchs und wurde zum Baum, und die Vögel des Himmels nisteten in seinen Zweigen.

Vielleicht fragte jemand kleinmütig: «Es sind unser doch so wenige, die dir folgen und glauben! Werden es je mehr sein? Wird Gottes Königsherrschaft je wahr werden?» Da ermunterte Jesus seine Anhänger durch das Bild vom jährlichen Wunder des Wachstums einer

Senfpflanze: «Ihr kennt doch die Arbeit im Garten! Wenn einer ein noch so kleines Sämchen in die Erde steckt, weiss er, dass zu gegebener Zeit daraus eine grosse Pflanze wird.» «Aller Zweifel an seiner Sendung, aller Spott, aller Kleinglaube, alle Ungeduld können Jesus nicht beirren in der Gewissheit: aus dem Nichts, ungeachtet allen Misserfolgs, unaufhaltsam führt Gott doch seine Anfänge zur Vollendung.»[24] Und nach der Kreuzigung, nach der Zerstörung des Tempels und in den Zeiten der Verfolgung muss sich «die kleine Herde» von Christen erst recht an die Verheissung geklammert haben, die im Gleichnis vom Senfkorn enthalten ist. – Wer übrigens dieses Gleichnis ohne Bezug auf Christus liest, wird leicht an vieles andere denken, was aus kleinen Anfängen zu etwas Grossem und Segensreichem geworden ist, von Dingen der Technik bis zum geistigen Besitz der ganzen Menschheit, zu welchem unverlierbar Christi Bergpredigt und Gleichnisse gehören.

Für die Geschichte *vom unfruchtbaren Feigenbaum* nimmt die theologische Wissenschaft an, dass uns ausnahmsweise das ganze Gleichnis vorliege, dass also Lukas auch den Anlass zu Jesu Beispielerzählung mitberichtet (Lukas 13, 1–5):

Es waren aber zu jener Zeit einige zugegen, die ihm über die Galiläer berichteten, deren Blut Pilatus mit ihren Opfern vermischt hatte. Und er antwortete und sprach zu ihnen: Meint ihr, diese Galiläer seien mehr als alle (anderen) Galiläer Sünder gewesen, weil sie dies erlitten haben? Nein, sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Busse tut, werdet ihr alle auf die gleiche Weise umkommen. Oder jene achtzehn, die der Turm am (Teich von) Siloah bei seinem Einsturz tötete, meint ihr, sie seien schuldiger gewesen als alle (anderen) Menschen, die in Jerusalem wohnen? Nein, sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Busse tut, werdet ihr alle auf dieselbe Weise umkommen.

Jesus nimmt hier Stellung zu zwei Schreckensnachrichten der letzten Zeit: zum Massaker an Galiläern beim Opfer im Tempel und zum Einsturz eines Mauerturmes in Jerusalem. Nach der Meinung vieler müssten diese Ereignisse als Strafe Gottes für die Sünden der Umgekommenen aufzufassen sein (wie das der Fall ist bei Hiobs Diskussionspartnern und bei heutigen Eiferern). Jesus bemerkt auffallend scharf: Statt euch auf solche unfruchtbaren theologischen Erörterungen einzulassen, ändert selber euer Leben, solange es noch Zeit ist, und erzählt die Geschichte vom unfruchtbaren Feigenbaum (Lukas 13, 6–9).

Es hatte jemand einen Feigenbaum, der in seinen Weinberg gepflanzt war; und er kam und suchte Frucht an ihm und fand keine. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe drei Jahre sind's, seit ich komme und an diesem Feigenbaum Frucht suche und keine finde. Haue ihn um! Wozu soll er noch das Land unbrauchbar machen? Doch der antwortete und sagte zu ihm: Herr, lass ihn noch dieses Jahr, bis ich um ihn her gegraben und Dünger gelegt habe; wenn er in Zukunft Frucht bringt, (so ist's gut) – sonst magst du ihn umhauen lassen.

Jesus lässt erzählend eine kleine Gesprächssituation entstehen. Ein Besitzer inspiziert sein Rebgut und auch einen Feigenbaum, den er da hat pflanzen lassen. Nach etwa drei Jahren tragen solche Jungbäume gewöhnlich die ersten Früchte. Aber als dieser Baum nach drei weiteren Jahren immer noch keine Feigen hat, befiehlt der Herr dem Betreuer des Weinbergs, ihn umzuhauen. Der erfahrene Gärtner macht sich zum Anwalt des Bäumchens und schlägt vor, um den Feigenbaum zu hacken, vielleicht dann wenn man es auch im Rebberg tut, und gar – was ungewöhnlich ist – Mist dazu zu werfen. Falls diese letzte, besondere Pflege nicht helfen sollte, dann könne man den Baum ja umhauen. Die Fragesteller von Jesus sollten verstehen, dass ihnen wie dem Feigenbaum freundlicherweise eine Schonfrist gegeben sei zur Umkehr, zum Umdenken. Die Früchte solcher Umkehr (solcher Busse) sind nach Paulus (Galaterbrief 5, 22) «Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit» oder mit den Worten von Lessings Nathan «unbestochene, von Vorurteilen freie Liebe, Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohltun und innigste Ergebenheit in Gott» (Nathan der Weise III, 7).

Die Erzählungen der Chassidim, die *Martin Buber* gesammelt und wiedererzählt hat, stammen von vielen frommen Rabbinern, die der Religiosität der Ostjuden neue Innigkeit und Zuversicht gaben. Diese Erzählungen sind erhalten geblieben dank mündlicher Überlieferung und nach den spärlichen Notizen der beeindruckten Schüler.

Es finden sich darin immer wieder Gleichnisse, die in ihrer Art denen des neuen Testamentes gleichen. «Eine Geschichte», sagte einer jener religiösen Führer, «soll man so erzählen, dass sie selber Hilfe sei.» Das ist, schlicht ausgedrückt, etwa das, was ein Gleichnis überhaupt ausmacht.

Rabbi Uri (gestorben 1826), der das folgende Baumgleichnis erzählt hat (auch hier fehlt der Anlass) war ein berühmter ekstatischer Beter; er soll gesagt haben: «David konnte die Psalmen verfassen, und was kann ich? Ich kann die Psalmen sagen.» Das folgende Gleichnis geht in pädagogischer Richtung; es ist darin die Rede von der geeigneten Pflege und vom vertrauensvollen Wachsenlassen.[25]

Der wachsende Baum

Der Mensch gleicht einem Baum. Willst du dich vor einen Baum stellen und unablässig spähen, wie er wachse und um wieviel er schon gewachsen sei? Nichts wirst du sehen. Aber pflege ihn allezeit, beschneide, was an ihm untauglich ist, wehre seinen Schädlingen, zu guter Frist wird er gross geworden sein. So der Mensch: es tut nur not, die Hemmnisse zu bewältigen, auf dass er zu seinem Wuchs gedeihe; aber ungeziemend ist es, allstündlich zu prüfen, um wieviel er schon zugenommen habe.

Unter den Fabeldichtern des 18. Jahrhunderts nimmt *Johann Heinrich Pestalozzi* eine besondere Stellung ein. *Erstens* war er kein Berufsdichter, kein dichtender Pfarrer oder Gelehrter, kein poeta doctus. Doch weil nach dem Scheitern seiner Erziehungsanstalt für Bettelkinder die Heimat keine Verwendung für ihn, den Menschenbildner, hatte, wurde er aus der Not heraus «Menschenmaler». In der Einleitung zu seinen Fabeln lässt er Neugierige sagen: «Du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser getan, uns unsere Schuhe zu flicken.» Er antwortet ihnen: «Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben, aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in meiner gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daseins nichts übrig, als malen zu lernen.» So entstand 1780 seine berühmte Dorfgeschichte «Lienhard und Gertrud» und von 1780–1790 eine umfangreiche Fabelsammlung. *Zweitens* handelt es sich bei Pestalozzis Fabeln nicht um harmlose Neufassungen äsopischer Stoffe und nicht um milde Verurteilungen privater Verkehrtheiten, sondern es ging ihm um die politische und gesellschaftliche Erneuerung seiner Heimat und um das wahre Wohl ihrer Bürger. Pestalozzis Fabeln sind deshalb im weitesten Sinne politische Fabeln, wie sie kein anderer deutscher Dichter jener Zeit hätte schreiben können oder gar dürfen (etwa Hagedorn, Gellert, Lessing, Pfeffel); darum auch wirkten sie (erschienen 1797) mehr im revolutionären Frankreich als in deutschen Landen und in der Alten Eidgenossenschaft.[26]

Pestalozzi hat seine Ideen unter anderem auch an einer Anzahl Baum-Geschichten exemplifiziert. Da steht ein König vor einer Linde:

Wenn meine Untertanen doch auch so an mir hingen wie deine Blätter an dir!

Worauf die Linde:

Ich treibe (eben) den Saft mit weit mehr Gewalt in meine Blätter, als ich denselben von ihnen selbst zurücksauge.

Über die Mittelmässigkeits-Krankheit des Jungwaldes:

Solange ich jung bin, bricht mich jeder Knabe; wenn ich alt bin, haut mich der Bauer um. Also will ich immer (so unerwachsen) bleiben, wie ich bin.

Oder jener Leitbär (heute irgend ein General, Präsident oder Zentralsekretär einer Partei), der seinen Bären versprochen hatte, sie ins Honigland zu führen, und endlich nur höher als jeder andere Bär an der grossen Tanne hinaufkletterte. Nachdem er so hoch oben einen Sturm überlebt hatte, rief er sterbend seinen Genossen:

Ich führe euch zwar nicht ins Honigland, aber ihr könnt sehen und bezeugen, dass ich auf dieser Tanne als der allerhöchste Bär verreckt bin.

Oder gegen Kritiker der allgemeinen Volksschulbildung:

Ein Schalk, der einen Baum, der ihm vor den Fenstern stand, hasste, sammelte unter ihm abgefallene und unreife Äpfel und zeigte sie den Nachbarn als Früchte dieses Baums. Aber diese fanden, mutwillig abgerissene, von Wind und Wetter herabgeworfene, eingeschrumpfte, vom Wurm angefressene und halb faule Äpfel bewiesen nichts gegen den Baum, und man müsse die Schlechtheit seiner Früchte mit ausgereiften und frischen Äpfeln beweisen.

Als Abschluss dieser «Beispielgeschichten vom Baum» folge Pestalozzis Fabel vom

kranken Bäumchen samt seinem Nachspruch, der den Kritiker und Reformer Pestalozzi sehr deutlich zeigt; der heutige Leser könnte dabei etwa an den Missbrauch von Alkoholika und anderen Drogen denken oder an unsere Vergnügungsucht usw.

Sein Vater hatte es gepflanzt – es wuchs mit ihm auf; er liebte es wie eine Schwester und wartete seiner wie seiner Kaninchen und seiner Schäfchen. Aber das Bäumchen war (ward?) krank; täglich welkten seine Blätter. Das gute Kind jammerte, riss ihm täglich die welkenden Blätter von seinen Zweigen. Aber einmal neigte das leidende Bäumchen seinen Gipfel gegen das liebende Kind und sagte zu ihm: «Mein Verderben liegt in meinen Wurzeln; wenn du mir da hilfst, so werden meine Blätter von selbst wieder grünen.» Da grub das Kind unter das Bäumchen und fand ein Mäusenest unter seinen Wurzeln.

Wo das Volk serbt und leidet, da sucht nur ein Tor ihm dadurch zu helfen, dass er die äusseren Zeichen des Elendes den Augen oberflächlicher Beobachter entrückt. Wer nicht Tor ist, der gräbt in jedem Fall, wo er das Volk leiden sieht, den Mäusen nach, die ihre Nester gerne ins Dunkle unter den Boden eingraben und ungesehen an den zarten Wurzeln des Volkssegens nagen und sie verderben.

Der Baum in der menschlichen Gemeinschaft

Hätte Pestalozzi keinen Nachspruch geschrieben, bezögen wir die Fabel vom kranken Bäumchen auf die Entwicklung des Jungen, zu dessen Geburt der Vater das Bäumchen gepflanzt hatte. So aber, mit diesem Kommentar steht der Baum für die Gemeinschaft, das Volk, das der Behebung tiefliegender Verderbnis bedarf, wenn es gesunden soll.

Der Baum, sein Werden, Wachsen und Sterben, ist eben auch Symbol, Vertretung der Gemeinschaft! Walter Kauer hat im Roman «Spätholz»[27] die Geschichte einer Bergbauernfamilie aus dem Süden von einem Nussbaum aus erzählt. Der alte, einsam und unzeitgemäss gewordene Bauer will mit der Flinte seinen Nussbaum gegen Ferienhausnachbar, Gemeinde und Gericht verteidigen. Als er – in Sorge um die Sicherheit des Dorfes – seinen Posten verlässt, um die drohenden Anzeichen eines Bergsturzes zu überprüfen, wird der Nussbaum gefällt, und kurz nachher erschlägt der Berg den Warner und zerstört das Dorf. Der Fall des herrlichen Nussbaumes ist das Signal für den Untergang einer uralten bäuerlichen Welt und leitet die Umwandlung eines Bergbauerndorfes in eine moderne Siedlung ein mit genormten Häusern, Elektrizität, Wasserversorgung, befahrbaren Strassen, Tourismus und Gewinnsucht.

Dass Bäume seit alters eine Gemeinschaft bezeichnen können, wissen wir von den vielen früheren Gerichtslinden. Der Platz zu Füssen eines Baumes, meist einer Linde, im Burghof, in der Dorfmitte, in der Nähe einer Kirche, diente als Gerichtsplatz. In einer überkommenen feierlichen Zeremonie wurde der Gerichtsplatz umschritten und dann jeweils im Namen des Gerichtsherren – des Königs, des Grafen, bei uns später des Landammanns – vom Herold oder Weibel «gebannt», d.h. befriedet und geschützt und den Gebräuchen des Gerichts unterstellt. So wurde die «mit-gebannte» Linde zur Zeugin und Hüterin der Gerichtsversammlung, durch welche Recht gesetzt und Recht gesprochen wurde, und so kam auch der Volksglaube auf, dass, «wer sie schädige, dem wachse seine Hand heraus zum Grabe», wie der Meisterhirt es Walther Tell von den Bäumen des Schutzwaldes erzählt.[28]

Jeder Schweizer hat in der Geschichte von der Freiburger Murten-Linde gehört, vermutlich auch einer Gerichtslinde, um deren Leben man in den letzten Jahren einen kostspieligen Kampf geführt hat und die nun doch dem Alter und dem Verkehr zum Opfer gefallen ist; doch repräsentiert heute ein neuer Baum, gezogen aus Zweigen des alten, wieder Stadt und Kanton Freiburg.

An vielen Orten in Graubünden sind Gerichtsbäume nachgewiesen; eine etwa 700jährige Linde steht noch auf dem Kirchplatz von Scharans. Auch wer keinen Sinn für die «Heiligkeit» eines solchen Baumes hat, wird doch die gewaltigen Ausmasse bewundern und vielleicht fühlen, um wieviel diese Linde menschliches Mass übersteigt. Die enge Beziehung von Baum und Gemeinschaft bezeugt für uns Bündner am schönsten der Trunser Ahorn, dessen überalterte Reste 1870 ein Sturm umriss. In Ulrich

Campells «Historia Raetica» (um 1575) ist über das Trunser Bündnis und seinen Baum zu lesen: «Er (der Graue Bund) wurde im Freien und unter den Zweigen eines Ahorns geschlossen, der noch heutzutage unverletzt stehen soll und *nach dem Volksglauben so lange noch stehen wird, als man das Bündnis unverletzt hält.* Ein Weghauen würde man verhängnisvoll für das Bündnis halten.»[29] In einer Fussnote bemerkt dazu der Übersetzer Conradin von Mohr: «Fast gänzlich erstorben, trieb er (der Baum) noch in diesem Jahre, 1851, einige grüne Blätter. Es werden wohl die letzten sein, oder der Baum überlebt sich selbst, weil in diesem Jahr nicht allein der Graue, sondern auch die beiden andern Bünde moderner Neuerungssucht zum Opfer fielen.» Fussnote zur Fussnote: C.V. Mohr spielt hier missmutig auf die neue Kreiseinteilung des Kantons an, die eben 1851 das selbstherrliche Leben der Drei Bünde und ihrer alten 48 Gerichtsgemeinden beendete. Karl Fry hat 1928 dem «Trunser Ahorn» eine liebevolle Monographie gewidmet und auch erzählt, welche Mühe man sich endlich mit dem altersschwachen Baum gab, dass der alte Strunk ins Rätische Museum kam und dass aus den noch gesunden Teilen Becher zum Verkauf geschnitzt wurden. Die Trauer beim Tode des alten Beschützers des Grauen Bundes und dass man bei der Trunser St. Anna-Kapelle für einen Ersatz sorgte, lassen erkennen, dass die alte mythische Beziehung zwischen dem Volk und seinem Baum wieder aufzudämmern begann, d.h. dass man sich der Verantwortung für den Bundes-Ahorn, der so lange mit dem Geschick des Landes verbunden war, irgendwie bewusst wurde.

Linde vor der Kirche in Scharans. (Foto Werner Roth, Sils i.D., um 1988)

Ähnliches Verantwortungsbewusstsein Bäumen gegenüber regt sich heute wieder, da unsere Wälder und städtischen Parkbäume wider alle Vermutungen schwer gefährdet sind. «Wer den Baum will, muss den Wald wollen», sagt ein russisches Sprichwort. Wir möchten es gerne umkehren: «Wer den Wald will, muss den Baum wollen.» Das Baum- und Waldsterben beschäftigt nicht nur unsern Sachverstand (welche Ursachen, welche Folgen, welche Gegenmassnahmen?), sondern unser Gemüt ist davon so betroffen, dass sich bei vielen offen oder uneingestanden Angst bemerkbar macht. Diese Angst

tritt uns seit einiger Zeit sichtbar entgegen auf Ansichtskarten, in Bildkalendern, Fotobüchern, Illustrationen, in der Werbung: voll Sehnsucht nach den schönen, gesunden Riesen, unsern Baumbrüdern, und nach einem Leben wie sie im Einklang mit der Natur, aber auch in apokalyptischen Bildern vom Sterben der Bäume:[30] Offenbar steigt aus den Tiefen der Zeiten und der Seele Angst auf, dass wir der lebendigen Wirklichkeit unseres Sinnbildes «Baum» verlustig gehen könnten, was auch unseren, der Menschheit, Untergang bedeuten müsste.

Schliessen wir diesen bei weitem nicht erschöpfenden Bericht über unsere mannigfaltigen Beziehungen zum Baum ab: Von der Verehrung in der Vorzeit für den Baum von übermenschlichem Wuchs und Alter bis zum Tröster und Bruder und dem Baum in Literatur, Kunst und Gesellschaft. Bei der Beschäftigung mit dem «Baum» bemerkt man aber in unseren Breiten leider auch, dass es die Bäume in unseren Städten schwer haben, sich zu behaupten, obwohl gelegentlich der eine oder andere Baum als seltsames Pflanzenwesen bestaunt wird, in Chur etwa der Ahorn hinterm Fontana-Denkmal, die gewaltige Blutbuche beim Grauen Haus oder die beiden riesigen Sequoia im Garten des Kunsthauses.[31] Wir spüren vielleicht auch unsere Naturentfremdung, bei welcher Wälder, Berge, Gewässer gerade noch dem Sport und unserer Freizeitkultur zugute kommen.

Der grosse Ahorn hinterm Fontana-Denkmal in Chur, vermutlich nach der Calven-Feier und zur Einweihung des Denkmals gepflanzt. (Foto Andrea Hänny, 2002)

Etwas von unserer Verwunderung über den Baum hat Bert Brecht im Gedicht «Morgenrede an den Herrn Griehn»[32] drastisch und ironisch gestaltet.

1
Griehn, ich muss Sie
um Entschuldigung bitten.
Ich konnte heute Nacht
nicht einschlafen,
weil der Sturm so laut war.
Als ich hinaus sah,
bemerkte ich, dass Sie schwankten
Wie ein besoffener Affe.
Ich äusserte das.

2
Heute glänzt die gelbe Sonne
in Ihren nackten Ästen.
Sie schütteln immer noch
einige Zähren ab, Griehn.
Aber Sie wissen jetzt, was Sie
wert sind.
Sie haben den bittersten Kampf
ihres Lebens gekämpft.
Es interessierten sich Geier für Sie.
Und ich weiss jetzt:
einzig durch Ihre unerbittliche
Nachgiebigkeit stehen Sie heute
morgen noch gerade.

3
Angesichts Ihres Erfolgs
meine ich heute:
Es war wohl keine Kleinigkeit,
so hoch heraufzukommen
Zwischen den Mietskasernen,
so hoch herauf, Griehn, dass
Der Sturm so zu Ihnen kam
wie heute Nacht.

Der Lyriker und Dramatiker Brecht, «aus den schwarzen Wäldern» im Leib seiner Mutter in die naturfeindlichen Grossstädte «verpflanzt» und darin heimisch geworden, redet den mächtigen Baum in seinem Quartier als Herrn Griehn an (deutsch geschriebenes englisches «green»). Er siezt ihn wie einen Fremden respektvoll. Der Baum hat eben eine Sturmnacht inmitten von Mietskasernen, zwar beschädigt, doch tapfer überstanden dank seiner «unerbittlichen Nachgiebigkeit». Der Leser merkt, dass der Dichter ihn deswegen bewundert; auch

er möchte so hoch wachsen und so klug und kraftvoll sein, um die zu erwartenden Katastrophen, «die finsteren Zeiten» von Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus, Weltkrieg, mit des Baumes «unerbittlicher Nachgiebigkeit» zu überstehen. Der geneigte Leser erkennt, dass im Gedicht die 2500 Jahre alte antike Fabel «Von der Eiche und dem Schilfrohr» mitschwingt, für welche Jean de Lafontaine vor 250 Jahren die unübertroffene Pointe geprägt hat:

Je plie et je ne romps pas.
(Ich ducke mich, aber ich breche nicht.)

Während also Herr Griehn einigermassen heil im Sturm davonkommt, steigt Brecht im Gedicht «Vom armen B.B.» (Hauspostille Anhang «Vom armen B.B.») die schreckliche Ahnung auf, dass «von diesen Städten wird bleiben: der durch sie hindurchging, der Wind!», als ob er 1927 die Zerbombung englischer, russischer, deutscher, japanischer usw. Städte voraussähe. In der «Morgenrede» ist es aber der Baum, der die Katastrophe überlebt hat dank seiner «unerbittlichen Nachgiebigkeit», und wohl ebenso hofft der Dichter, Träger des Wissens, sich wie der Baum über die «finsteren Zeiten» zu retten. Dachte Brecht gar an eine städtefreie, fast menschenleere Erde, auf der den vielen Baumarten, dem Wald wieder freies Wachstum und fast ungehinderte Verbreitung möglich wäre?

Aber schliessen wir diese Untersuchung der uralten Beziehungen von Mensch und Baum nicht mit Brechts erschreckender Vision der zu Staub zerfallenen oder vom Wald zurückeroberten Städte (wie überall Ausgrabungen belegen), sondern freuen wir uns über die folgende freundliche antikisierende Anrede Joh. Wolfg. Goethes von 1792 («Antiker Form sich nähernd Nr. 7») an die in der Antike verehrten Naturgötter, die Nymphen von Fels und Wald:

«Die ihr Felsen und Bäume bewohnt,
o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern,
was er im stillen begehrt!

Schaffet dem Traurigen Trost,
dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnet,
dass ihm begegne das Glück!

Denn euch gaben die Götter,
was sie den Menschen versagten:
Jeglichem, der euch vertraut,
hülfreich und tröstlich zu sein.»

Anmerkungen

[21] Antike Fabeln, Einleitung und Übertragung von Ludwig Mader, Zürich: Artemis 1951 (=Die Bibliothek der alten Welt).

[22] Ludwig Mader: Antike Fabeln, Zürich: Artemis 1951.

[23] Einleitung und Bemerkungen zu den Gleichnissen vor allem auf Grund von Adolf Jülicher: Die Gleichnisreden Jesu, Freiburg i. Br. 1888.

[24] Joachim Jeremias: Die Gleichnisse von Jesu, Kurzausgabe, München: Siebenstern Taschenbuch Verlag 1966.

[25] Martin Buber: Die Erzählungen der Chassidim, Zürich: Manesse 1949, S. 609 ff.

[26] Johann Heinrich Pestalozzi: Gesammelte Werke in 10 Bänden. Zürich: Rascher 1946, Bd. 4; Figuren zu einem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens.

[27] Zu Walter Kauers Roman siehe auch Anm. 9 und 10.

[28] Friedrich Schiller: Wilhelm Tell, III 3.

[29] Siehe dazu auch Christian Caminada: Die verzauberten Täler, Kapitel Raum- und Feldkultus in Rätien, besonders S. 163–204, Olten: Walter 1961.

[30] Z.B. Goldene Worte über Bäume, Idee Verlag, Stuttgart 1983, in: du, Zeitschrift für Kunst und Kultur, 5/1985, und Jean Giono: Der Mann mit den Bäumen, Zürich: Theologischer Verlag 1985.

[31] Empfehlenswert: Bäume in Chur. Hrsg. vom Stadtverein Chur 1996.

[32] Bertold Brecht: Hauspostille (1927), Baden-Baden 1999 (Suhrkamp-Taschenbuch 3041).